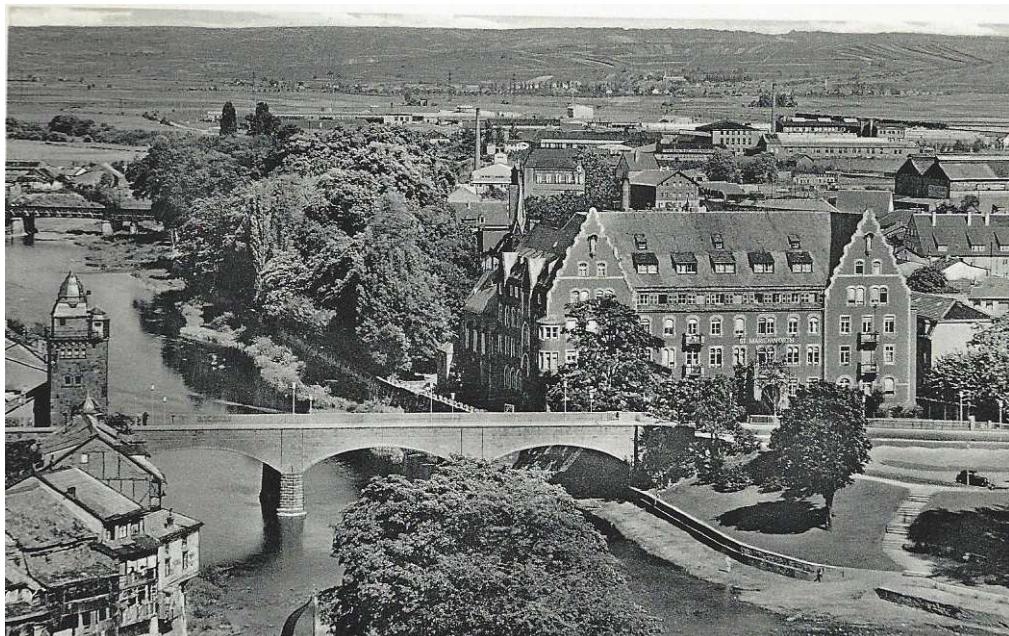


Gerhard Holtz

## Erinnerungen an meine Kinderkur im Jahre 1958 in der



Titelseite des Einbandes einer zwölfteiligen Postkartenserie



Der gesamte Gebäudekomplex St. Marienwörth  
Hinter dem großen Hauptgebäude befand sich das Kinderheim; links oben ist die Brücke der im Text erwähnten Eisenbahnstrecke zu sehen.

## Anlass, Reise und Ankunft

Anfang des Jahres 1958 zeichnete sich ab, dass ich ab 1959 eine weiterführende Schule besuchen sollte. Allerdings hatte ich wegen sehr häufiger Infekte hohe schulische Fehlzeiten, die zunehmend zu einem Handicap wurden. Unser Hausarzt empfahl daher zu meiner Stabilisierung die Teilnahme an einer Kinderkur. Nachdem alle bürokratischen Hürden überwunden waren, erhielten wir die Zusage für eine sechswöchige Kur in der Knabenheilstätte St. Marienwörth, Bad Kreuznach. Ein Teil der Zeit lag in den Schulsommerferien, worüber meine Eltern angesichts meiner Fehlzeiten erleichtert waren. Weitere Besorgnisse - besonders meiner Mutter - wurden von Bekannten zerstreut, denn deren Sohn war ein Jahr zuvor von St. Marienwörth gleichermaßen begeistert und gestärkt zurückgekehrt.

Der Zusage beigelegt war auch ein Merkblatt über die Art und Zahl der mitzubringenden Kleidungsstücke, die alle namentlich gekennzeichnet sein sollten. Ferner wurde ein Betrag für das Taschengeld genannt. Meine Mutter bestellte in einem Kurzwarengeschäft Wäscheband mit eingesticktem Namen. Dann saßen meine Großmutter und sie zusammen, um die Namensschildchen in alle Kleidungsstücke, vom Anorak bis hin zum Strumpf oder Taschentuch, einzunähen. Am Vortag der Abreise wurde der entsprechend dem Merkzettel befüllte Koffer am Gepäckschalter des Bahnhofs zum Transport aufgegeben.

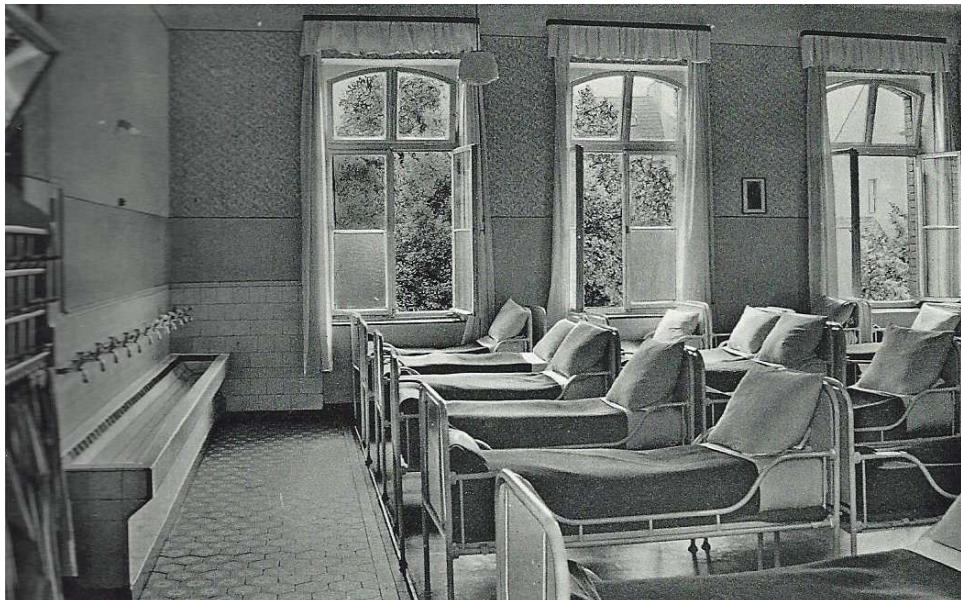
Für das kleine Reisegepäck und die Verpflegung erhielt ich einen der damals hoch aktuellen Matchbeutel, der mich noch viele Jahre nach der Kur beim Sport begleitete und immer wieder an meine erste große Alleinreise erinnerte. Mit dem gut gefüllten Beutel und einer umgehängten Kenn- und Zielkarte bestieg ich am nächsten Morgen mit weiteren Remscheider Kindern unter Aufsicht einer Begleiterin einen Zug nach Köln. Von dort ging es mit einem Kindersonderzug Richtung Süden. An die Abschiedstränen meiner Mutter erinnere ich mich bis heute, während ich darum kämpfte, tapfer zu wirken, obwohl es in mir genauso aussah. Passend zum Abschied war der Tag trübe und nass.

Die wenigsten Kinder im Sonderzug kannten einander und drückten sich wie ich still in die Sitzbänke. Erst am Rhein mit den damals noch allgegenwärtigen Dampfschiffen tauten die meisten auf. Es wurde gezählt, wieviel Schleppkähne ein Schlepper wohl hinter sich herzog und die Burgen auf den Höhen beflügelten die Fantasie zu Rittergeschichten. Vergleiche über die mitgeführte Verpflegung wurden angestellt. Ich erinnere mich an einen Jungen, der voller Stolz einen großen Henkelmann mit Kartoffelsalat auspackte. Mein Vater hatte mir eine seiner Brotdosen abgetreten, die er sonst mit zur Arbeit nahm. Die Brote schmeckten, aber der Anblick der Dose erzeugte erneut Heimweh.

In Bingen wurde unser Waggon abgehängt und umrangiert. Schließlich kamen wir in Bad Kreuznach an und liefen, begleitet von Patern, bei strömendem Regen im Gänsemarsch vom Bahnhof zum Kinderheim. Erinnern kann ich mich noch daran, dass es im Heim einen warmen Kakao gab und die Pater sich vorstellten. Anschließend wurde die Gruppe auf verschiedene Schlafsaile verteilt. Jedem wurde eine Nummer genannt, die ab jetzt bei bestimmten Abläufen wie z. B. Verwendung des Taschengeldes, Versand der Post u. ä. wichtig war. Ich erhielt die Nummer 127, die bis heute das Deckblatt der von mir erworbenen Postkartensammlung zierte (s. S. 1). Die Koffer lagerten schon auf dem Dachboden und wurden dort im Beisein der Pater geöffnet. Wir erhielten Anweisungen, welche Sachen zu entnehmen waren, wobei das

meiste im Koffer verblieb. Danach wurden die Koffer hinter einem Lattenverschlag eingeschlossen, das Geld eingesammelt und der Betrag in einem Buch vermerkt. Insgesamt hatte der Dachboden eine wichtige Funktion, denn nur hier hatte man zu bestimmten Zeiten Zugriff auf seinen Koffer oder erfuhr den Stand des Taschengeldkontos. Und auf dem Dachboden fand vor der Abreise auch die Abrechnung des Taschengeldes statt: uns wurde das noch vorhandene Guthaben genannt und entsprechend des Kontostandes sollten wir uns dann aus unterschiedlich wertigen Warengruppen ein Spielzeug aussuchen; Bargeld gab es nicht zurück. In der Warengruppe analog zu meinem restlichen Taschengeld war u. a. ein Düsenjäger aus Vollplastik mit einer Gumminase und amerikanischen Hoheitszeichen, dazugehörig eine Zwillie. Die Zwillie konnte unter dem Rumpf des Flugzeuges eingehakt, das Gummi auf Spannung gebracht und so das Flugzeug abgeschossen werden. Meine Wahl fiel auf diesen Flieger. Zuhause registrierten meine Eltern mit Befremden, dass das übrig gebliebene Taschengeld in Waren „ausbezahlt“ wurde. Nach einer ersten Flugvorführung kassierte mein Vater zu allem Übel die Zwillie ein, denn der Düsenjäger war beim Abschuss mit sehr viel Schwung unterwegs und hätte sprichwörtlich jemandem ins Auge gehen können.

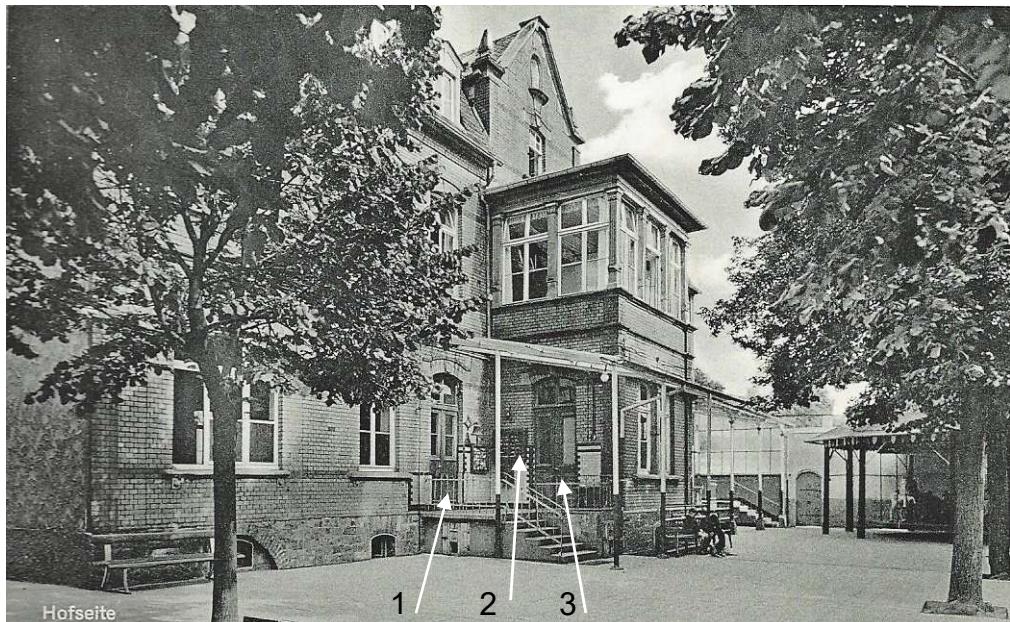
## Heimweh



In den ersten Nächten hörte man im Schlafsaal hier und da jemanden weinen. Auch ich war aufgewühlt und Tränen flossen, hatte aber alsbald herausgefunden, dass man von den Toiletten gut auf die Straße neben dem Heim schauen konnte. Es war für mich wie ein Blick in die Freiheit, denn der Spielhof der Einrichtung war von Gebäuden bzw. einer Mauer umgeben – und unser Radius war an den ersten Tagen auf dieses von der Außenwelt völlig abgeschottete Areal beschränkt. Auch das Pfeifen der Lokomotiven auf dem nahgelegenen Eisenbahngelände war zu hören. Und so wurde das nächtliche WC zu meinem Ort für Heimweh und Tränen; ich blieb dort, bis mir kalt wurde. Nach einigen Tagen vermisste mich einer der Pater bei seinem Kontrollgang und spürte mich am Toilettenfenster auf. Eine Standpauke war die Folge, verbunden mit der Frage, warum ich nachts aus dem Fenster schauen würde. Natürlich habe ich von meinem Heimweh nichts gesagt. Rückschauend meine ich aber, dass sich bei mir das Heimweh verflüchtigte, je mehr ich das Haus mit seinen alltäglichen Abläufen kennenlernte. Auch im Schlafsaal hörte das nächtliche Weinen von anderen Kindern nach und nach auf.

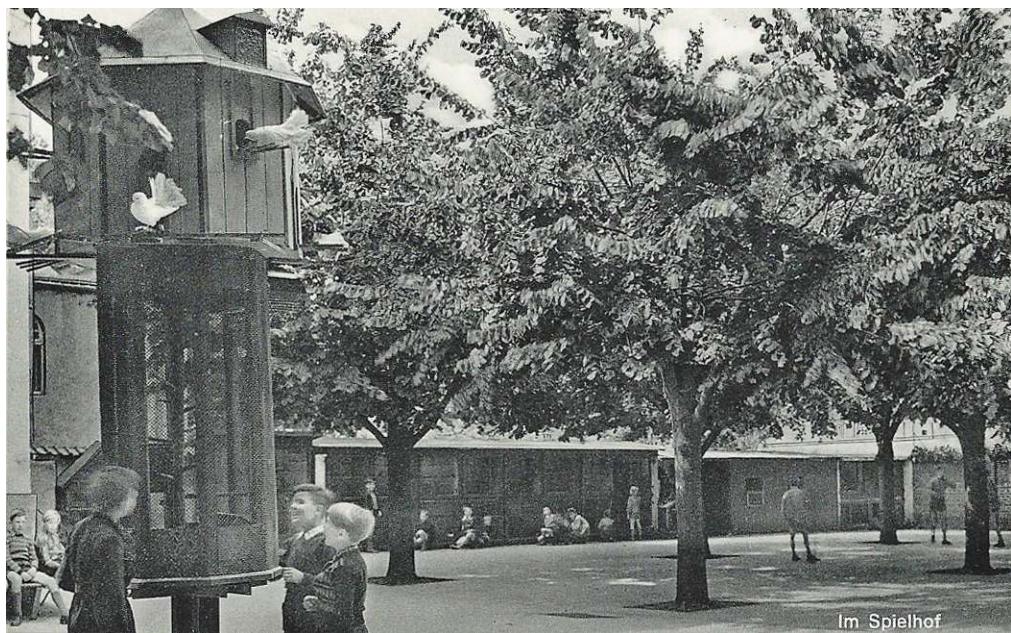
Während festgelegter Schreibstunden durften wir an unseren Plätzen im Speisesaal Ansichts- oder Postkarten schreiben, die in dem Büro direkt neben dem Saal verkauft wurden. Gleich zu Beginn wurde uns auch klargemacht, dass unsere Post auf negative Äußerungen kontrolliert wird. Auf die Karte musste man seine Nummer auftragen, die Kosten wurden vom Taschengeldkonto abgebucht. Hin und wieder kam es vor, dass jemand etwas neu schreiben musste, weil er sich negativ geäußert hatte. Die Zurechtweisungen wegen solcher Äußerungen, wie auch Strafen für Fehlverhalten, wurden öffentlich verhandelt; man setzte wohl auf abschreckende Wirkung.

### Rund ums Haus



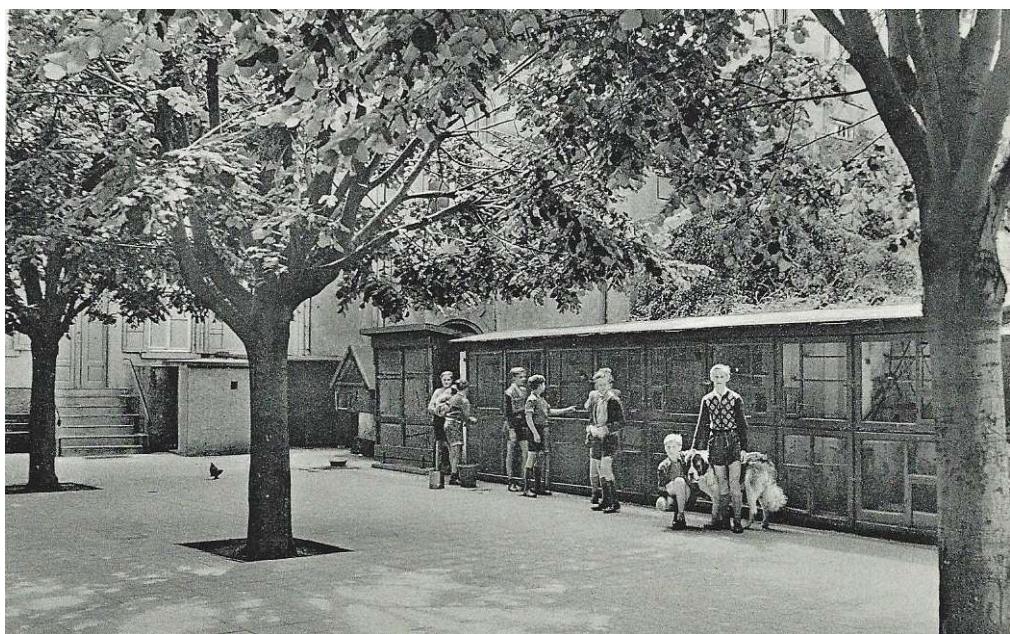
1 Tür zum Speisesaal 2 Schaukästen mit Achat-Steinen 3 Büro

Der Bewegungsradius im Heimgebäude war streng reguliert; so durfte man nur zu bestimmten Zeiten nach oben in die Schlafsäle oder in den Speisesaal, der direkt vom Hof aus betreten werden konnte. Natürlich bot der Hof mit seinen vielen Volieren und kleinen Ställen vor allem in der ersten Zeit manche Anreize zur Beobachtung der Tiere und zum Spielen. Schnell hatten wir begriffen, dass man sich von Ausflügen kreidende Steine zum Aufmalen von Hüpfkästchen u. ä. mitbringen musste, denn selbst die Baumscheiben des sonst plattierten Hofes waren in dieser Hinsicht „abgegrast“. Irgendjemand kam auf die Idee, den Karussellpferden Schweifhaare auszurupfen, was natürlich verboten war. Aus vier Haaren, oben verknotet mit den vier Ecken des Taschentuchs und an den unteren Enden mit einem Stein, bastelten wir uns Fallschirme, die in die Luft geworfen wurden, aber mehr schlecht als recht funktionierten. Die älteren Jungs halfen den kleineren beim Verknoten. Zudem: die Aerosole der Salinen und Solebäder entfalteten sehr deutlich die erwünschte reinigende Wirkung der oberen Luftwege. Daher musste man sich aufgrund der begrenzten Anzahl von Taschentüchern, die dem Koffer entnommen werden durften, immer auch zwischen deren Einsatz als Schnupftuch oder als Fallschirm entscheiden. Wir wurden auch in die täglich notwendigen Arbeiten in den Stallungen und Volieren eingebunden. Ob die Einbindung freiwillig war oder durch die Pater bestimmt wurde, weiß ich nicht mehr. Auf jeden Fall wurde einigen der größeren Jungen für die Dauer der Kur die Zuständigkeit für den Esel, die Hunde, Ziegen usw. übertragen.

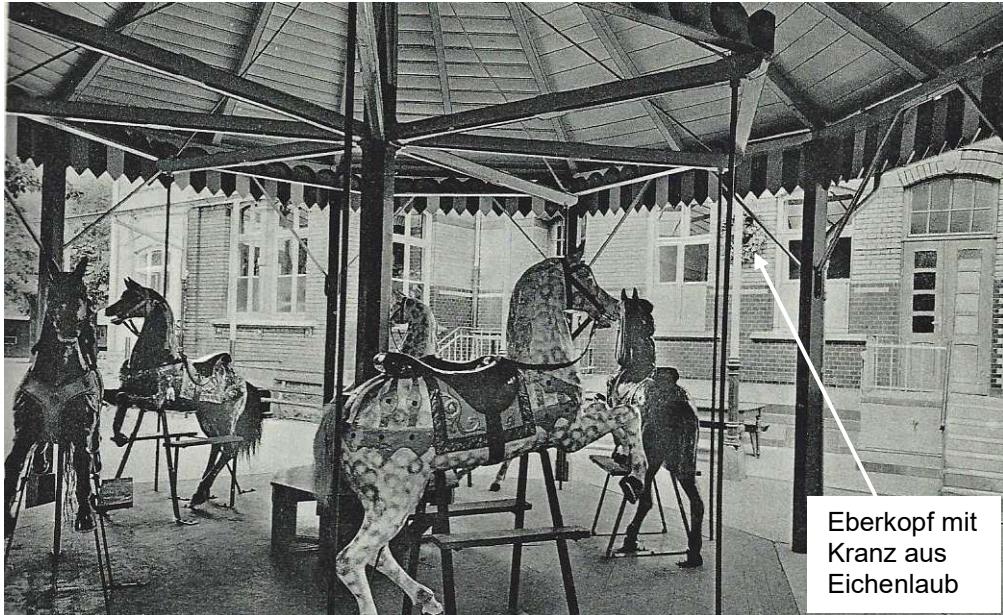


Im Spielhof

Ein merkwürdiges Unterfangen war, mit uns jenseits der Eisenbahnbrücke (s. S. 1) in die Wiesen an der Nahe zum Sammeln von Insekten, Löwenzahn und Klee zu gehen. Die größeren Jungs wurden dazu mit Eimern und Kartons ausgerüstet. Wir jüngeren Kinder sollten nun im hohen Gras Insekten suchen, Löwenzahn und Klee rupfen und alles bei den großen Jungen abgegeben. Also rannte man nach einem erfolgreichen Fang mit Heuschrecke, Käfer und Co. in der Hand zum Sammelpunkt. Nicht selten hatte sich das Tier bis zur Ankunft schon wieder aus der Gefangenschaft befreit oder kam zerdrückt an. Von den durch die Milch des Löwenzahns verklebten Hände würde ich nicht sprechen, wäre da nicht anschließend die Kontrolle der Hände vor der nächsten Mahlzeit gewesen. Die Stallhasen aber sind jedenfalls immer über das gesammelte Grün hergefallen, wogegen die magere Ausbeute an Insekten bei den Vögeln wahrscheinlich keinen bleibenden Eindruck hinterlassen hat, zumal die wenigen noch lebenden Krabbeltiere natürlich versuchten, aus den Volieren zu fliehen.



In Verlauf der sechs Wochen waren auch die Blüten der Linden im Hof erntereif. Es wurden Leitern in die Bäume gestellt und wieder waren die größeren Jungen gefragt. Sie mussten die Blüten pflücken, soweit sie diese von den Leitern aus mit ihren Händen erreichen konnten; untersagt war, von den Leitern auf die Äste zu klettern.

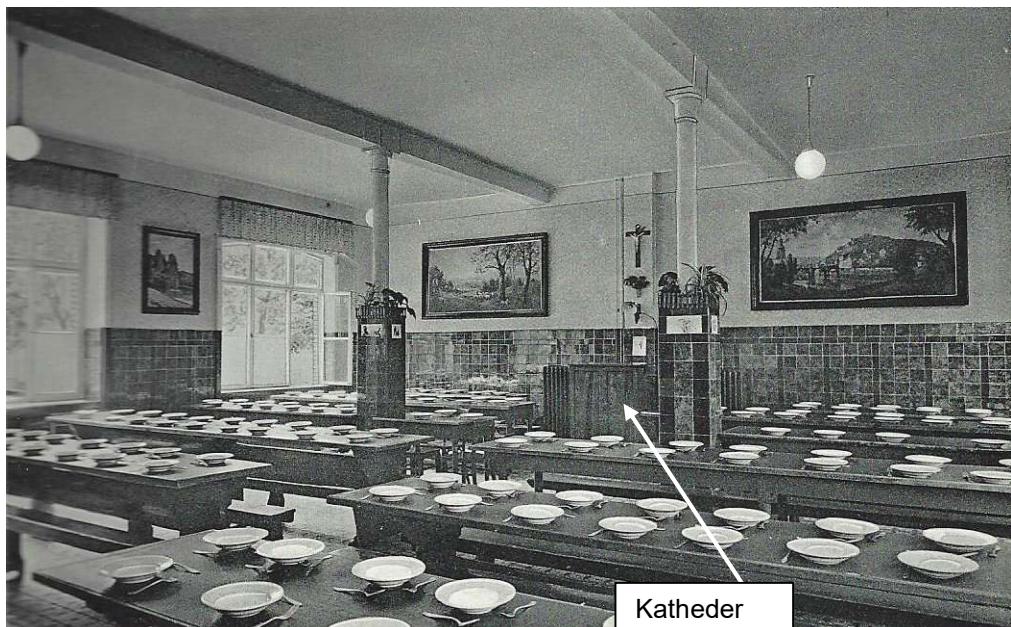


Hin und wieder wurde die Arretierung des Karussells entsperrt. Das Spielgerät hatte keinen Motor und musste von schiebenden Kindern in Rotation gebracht werden. Also wurde eingeteilt, wer zunächst eine festgesetzte Anzahl von Runden beim Drehen helfen musste und danach zur Belohnung die gleiche Anzahl Runden auf einem Pferd mitfahren durfte. Den großen Jungen wurde die Einteilung und Aufsicht übertragen, was nicht ohne Konflikte ablief. Uns beschäftigte auch die Frage, was es mit dem Eberkopf und dem Eichenlaubkranz an der Hauswand gegenüber dem Karussell auf sich habe; die Pater vertrösteten uns auf eine spätere Antwort; sie ist weiter unten im Kapitel „Ausflüge“ zu finden.

Auch mit Achat-Steinen bekamen wir es zu tun. Direkt neben dem Hofeingang zum Speisesaal befanden sich Schaukästen, in denen geschliffene Steine ausgestellt waren. Mehrmals in den sechs Wochen wurden wir an sandige Böschungen und Abhänge geführt und sollten dort nach den Halbedelsteinen suchen. Beim ersten Mal wurde uns erklärt, woran man Achat erkennen könne. Also suchten wir und zeigten dem uns begleitenden Pater immer wieder Steine. Nach Begutachtung der Objekte wurden uns überwiegend keine Treffer bestätigt, so dass unsere Lust schnell erlahmte. Einmal jedoch hatte jemand einen recht großen unscheinbar aussehenden Steinbrocken gefunden, den der Pater vorsichtig mit einem Hammer bearbeitete. Der Stein war tatsächlich ein Achat in leuchtenden Farben. Die bei der Bearbeitung heruntergefallenen Absplitterungen waren eher unscheinbar. Der Pater verstaute den Steinbrocken in einer Umhängetasche; wir durften die Splitter aufsammeln und behalten. Viele Jahre transportierte ein Güterwagen meiner Modellbahn zwei dieser Splitter als Ladegut. Wahrscheinlich wurde der große Brocken zu Geld gemacht.

An ausflugsfreien Tagen wurden wir hin und wieder in kleinen Gruppen auch in den schattigen Park hinter dem Heim (also Richtung Eisenbahnbrücke) geführt und drehten hier einige Runden unter den großen alten Bäumen. Ein Teich mit Springbrunnen, eine (Marien?)statue, der schöne Blick auf die Nahe und die angenehme Kühle sind mir von diesem Ort in Erinnerung geblieben.

Nach den ersten Tagen wurde uns bei einem Abendessen mitgeteilt, dass im Anschluss Filme vorgeführt werden. Dazu mussten wir aufzeigen, wer schon zehn Jahre und älter sei, um uns in zwei Gruppen einteilen zu können. Ich war neuneinhalb Jahre alt und wurde erst im Dezember zehn. Trotzdem meldete ich mich zu der Gruppe der Älteren, was auch nicht hinterfragt wurde. Für beide Gruppen begann der Filmabend mit kurzen Charlie-Chaplin- und Dick-und-Doof-Filmen; dann mussten die Jüngeren zu Bett gehen. Nun bekamen die Älteren Stummfilme von Segefechten des Ersten Weltkrieges zu sehen, wie wir sie heute aus Dokumentationen kennen: schwarze Schiffe mit stark qualmenden Schornsteinen, die durch die raue See pflügend Breitseiten auf andere Schiffe abfeuern. Hin und wieder flog ein Schiff in die Luft und ging unter – alles aus weiter Ferne gefilmt, so dass Menschen nicht zu sehen waren. Dieses Filmabend-Ritual wiederholte sich nach meiner Erinnerung mehrfach. Die Slapsticks bereicherten unser Spiel auf dem Hof, indem wir die Darsteller nachahmten und waren somit nicht fragwürdig. Welche pädagogische Absicht aber hinter der Vorführung von Segefechten für Kinder und Jugendliche über zehn Jahren steckte, hat sich mir bis heute nicht erschlossen. Meine Eltern waren entsetzt, als ich zuhause davon erzählte. Aber: es war noch nicht die Zeit, in der Eltern sich auflehnten und versucht hätten, dieses fragwürdige Tun zumindest für die Zukunft zu beenden.



Natürlich wurde im Speisesaal vor jeder Mahlzeit ein Gebet gesprochen. Immer saß ein Pater erhöht hinter dem Katheder, der vor der Stirnwand des Saales stand und beaufsichtigte die Einnahme der Mahlzeiten. Ob wir Aufgaben bei Tisch übernehmen mussten, weiß ich nicht mehr. Auch an das Essen habe ich keine Erinnerungen, wohl aber daran, dass es als Getränk lauwarmen Malzkaffee oder Tee gab. Von den Patern sind mir die Namen Lukas, Sixtus und Josef in Erinnerung. Die ersten beiden regierten mit Strenge, wogegen ich Josef (s. S. 12) als nachsichtig und gütig bezeichnen würde. Von den weiteren Mitarbeitenden, die nicht dem Orden angehörten, sind mir die Frauen in der Hauswirtschaft in guter Erinnerung. Mütterlich spendeten sie Trost und milderten manche strikte Anordnung von Lukas oder Sixtus.

Pater Josef war es auch, der die evangelischen Jungen (so auch mich) sonntags in die nahe Paulus-Kirche zum Gottesdienst führte, während die katholischen Kinder in die Klosterkirche gingen, deren Inneres ich nicht zu Gesicht bekam. Vor der Paulus-Kirche wurden wir jeden Sonntag erneut ermahnt, uns beim Betreten und im

Gottesdienst nicht umzudrehen, sondern entsprechend dem katholischen Ritus immer zum Altar zu schauen. Eine solche Anweisung kannte ich aus dem Kindergottesdienst zuhause nicht. Ihre Einhaltung fiel mir schwer, denn in der Kirche daheim befand sich die Orgel vorne auf einer Empore über dem Altar und der Kanzel. In der Paulus-Kirche aber gab es damals im Gegensatz zu heute nur eine Orgel auf der Empore oberhalb der Türe. Für mich war die Orgelmusik schon immer das Schönste am Gottesdienst. Neugierig wagte ich daher beim ersten Besuch der Paulus-Kirche hin und wieder einen Blick über die Schulter nach hinten, um die Orgel zu sehen. Das blieb unentdeckt, obwohl Pater Josef stets in der letzten Bank bei der Türe Platz nahm und uns so im Auge behielt. Dort hinten mussten wir uns nach dem Gottesdienst auch aufstellen, um dann geordnet als Gruppe die Kirche zu verlassen.

Bei kleinen Verletzungen durch Stürze usw. konnte man sich direkt an einen Pater wenden oder in das Büro neben dem Speisesaal gehen. Jod und Penaten-Creme waren Allheilmittel bei Abschürfungen usw.; Pflaster gab es nur bei stärker blutenden Wunden. Entsprechend der Verletzung wurde auch entschieden, ob man überhaupt am nächsten Solebad teilnehmen durfte.

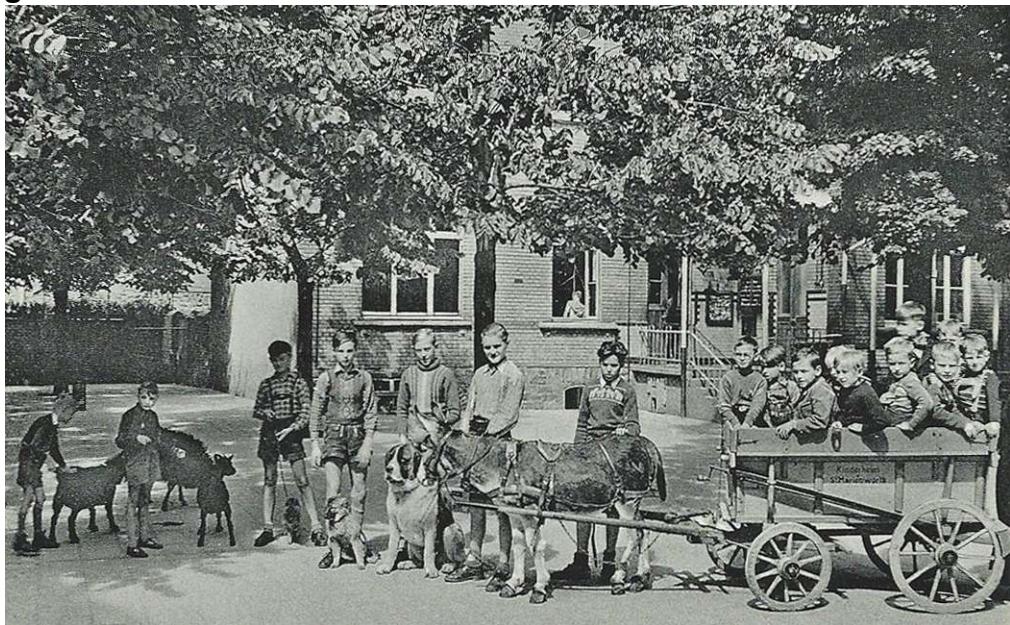


Wie häufig wir ins Solebad mussten, weiß ich auch nicht mehr. Einmal in der Woche aber wurde geduscht. Die Pater trugen während des Solebads und Duschens bodenlange weiße Gummischürzen. Im Solebad waren das Sprechen sowie die Bedienung der Wasserhähne an den Wannen verboten. Auf der Postkarte vom Baderaum ist zu sehen, wie hoch die relativ wenigen Duschköpfe angebracht waren. Es mussten sich stets mehrere Jungen unter einen Brausekopf stellen. Deshalb gab es immer großes Gerangel, um wenigstens hin und wieder einmal einen vollen Wasserstrahl zu erwischen.

Am Dushtag wurde auch die Wäsche gewechselt. Da wir ja nur einen Bruchteil der mitgebrachten Sachen aus den Koffern nehmen durften, war der Zustand der getragenen Kleidung nach einer Woche katastrophal. Die Schmutzwäsche wurde eingesammelt, gewaschen und in der Woche darauf je nach Wetterlage im Hof oder Speisesaal zurückgegeben. Entlang der Hofmauer befand sich dort, wo keine Ställe und Volieren waren, umlaufend eine festmontierte Sitzbank. Auf dieser Bank wurde die frische Kleidung so ausgelegt, dass man die eingenähten Namen sehen konnte.

Anschließend liefen wir im Kreis immer an der Bank entlang, bis jeder seine Kleidung gefunden hatte. Da der Platz auf der Bank nicht reichte, wurden freigewordene Stellen solange neue belegt, bis alles verteilt war. Bei Regen fand das Prozedere auf den Sitzbänken im Speisesaal statt. Das Ergebnis dieser Bewirtschaftung war, dass die meiste mitgebrachte Bekleidung nach der Rückkehr zuhause unberührt aus dem Koffer geholt wurde. Ich war gleich zu Anfang der Kur mit einem Oberhemd im Wald an einem Ast hängen geblieben; das Hemd hatte fortan im Rückenteil ein Loch. Ein anderes Hemd aber durfte ich nicht aus dem Koffer entnehmen. Das kaputte Teil wurde daher mehrfach gewaschen und kaputt zurückgegeben. Zuhause, bei der Sichtung des Koffers, war der Ärger meiner Mutter über die vielen geforderten, aber nicht getragenen Sachen groß und ich musste einige Überzeugungsarbeit leisten, dass ich dafür nicht verantwortlich war. Einen Vorteil hatte das Ganze: bis auf ein Taschentuch sowie ein oder zwei Kniestrümpfe fehlte nichts.

## Ausflüge



Eine Reihe von größeren Ausflügen, darunter ein Tagesausflug auf den Rotenfels und der „Kampf der Germanen“, sind mir im Gedächtnis geblieben.

Mehrfach wanderten wir an der Nahe entlang ins Salinental – und einmal unternahmen wir von den Brückenhäusern eine Kahnfahrt dorthin. Nach einem Schwimmerzeugnis der Kinder fragte dabei niemand – und Rettungswesten gab es ebenfalls nicht. Auch ich lernte erst 1959 schwimmen.

Bei weiteren Strecken durften die kleineren Jungen abwechselnd für Teilstrecken auf dem von einem Esel gezogenen Leiterwagen mitfahren; und auch der Bernhardiner war gelegentlich mit von der Partie. Wie ich später als Erwachsener bei Kontakten zu einem Weingut in Traisen am Rotenfels erfuhr, waren der Eselskarren und der Bernhardiner von St. Marienwörth in der ganzen Umgebung bekannt. Wenn der Ausflug über Mittag dauerte, wurden in dem Wagen auch Brote und kleine Flaschen Limonade mitgeführt; das warme Essen gab es dann bis auf eine Ausnahme abends. An drei Aktivitäten habe ich besonders lebhafte Erinnerungen. Da war zunächst eine Wanderung in die Auen der Nahe zu einem amerikanischen Militärstützpunkt. Hier wurden wir von Soldaten empfangen und zu einem Sikorsky-Hubschrauber geführt. Hubschrauber waren damals noch selten; daher war der Sikorsky mit seiner charakteristischen runden Nase etwas Besonderes, aber mir schon aus einem

Quartett-Spiel bekannt. Insofern war es absolut aufregend, dem Fluggerät nun ganz nahe zu kommen und sogar von einem Podest einen Blick ins Cockpit werfen zu können. Die Soldaten waren sehr freundlich und versuchten, mit uns zu sprechen. Unvermeidlich: zum Abschied gab es noch für jeden eine Packung Kaugummi. Damit begann ein innerer Kampf über die Frage, wie viele Streifen ich hier vor Ort genießen und wie viele Streifen ich als Beweis für das Geschenk eines leibhaftigen amerikanischen Soldaten mit nachhause nehmen wollte. Am Ende siegte der Genuss und zuhause konnte ich lediglich vom Kontakt zu amerikanischen Soldaten erzählen, was auch mit Kopfschütteln quittiert wurde.

Dann kam der Tag, an dem zwei der ältesten Jungen zu Anführern der „Alten Germanen“ sowie der „Neuen Germanen“ bestimmt wurden. Zugleich erhielt jede Gruppe einen Pater als Mentor. Anschließend erwählten die beiden Anführer ihre Gefolgschaft aus der Gesamtgruppe. Ich landete bei den „Neuen Germanen“. An einem der nächsten Tage zogen wir hinauf zum Rotenfels-Plateau.



Pfeil: der Autor

Dort befanden sich auf einer Lichtung in einem Abstand voneinander zwei kreisrunde Steinwälle, die einen Innenraum umschlossen, in den man nur durch einen ganz schmalen Durchlass gelangte. Die Höhe der Wälle schätze ich aus heutiger Sicht auf ca. 1,5 Meter. Jede Gruppe erhielt einen Steinwall zugeteilt und bekam die Aufgabe, die lose aufeinander liegenden Bruchsteine mit Grassoden, weiteren Bruchsteinen u. ä. so zu ertüchtigen, dass sie genügend Halt hatten. Also schwärmen wir im umliegenden Wald aus, rissen Grasbüschel und Pflanzen möglichst mit Wurzelwerk aus und trugen Steine herbei. Auch rings um den Wall lag einiges an Material auf dem Boden, welches vermutlich bei einem vorherigen Kampf heruntergefallen war. Das alles schichteten wir unter Anleitung unseres Anführers neu auf, stopften es in Zwischenräume und Fugen und gaben somit dem Steinwall erhöhte Festigkeit.

Von den Patern wurde uns erklärt, dass kurz vor dem Ende der Kurwochen als Höhepunkt das „Burgen-Stürmen“ stattfinden werde. Die Siegergruppe erhalte einen Kranz aus Eichenlaub, der an dem Eberkopf auf dem Spielhof aufgehängt werde (siehe oben, Bild vom Karussell), womit auch das Geheimnis um den Eberkopf gelüftet

war. Jede Germanen-Gruppe werde sich zur Verteidigung außen um ihre Burg sowie auf dem Steinwall aufstellen und den Durchlass in den Innenraum mit einer besonders starken Truppe bewachen. Außerdem habe jede Gruppe einen Fahnenträger, der mit einem Wimpel auf dem Wall stehe. Ziel sei es, den Wimpel nicht in die Hände des Gegners fallen zu lassen und die gegnerischen Germanen von der Besetzung des Innenraumes abzuhalten. Es habe die Gruppe gewonnen, der es gelungen sei, innerhalb einer bestimmten Zeit mit der höheren Anzahl ihrer Mitglieder in die Burg des Gegners zu gelangen sowie den Wimpel zu erobern. Unter dem Strich waren also zwei Schlachten zu schlagen, einmal die Verteidigung der eigenen Burg und einmal die Belagerung der Burg der anderen. Der Einsatz von Stöcken und Steinen, das Schlagen und Treten u. ä. sei verboten. Nachdem jede Germanen-Gruppe ihre Burg ertüchtigt hatte, zogen wir wieder ab und erwarteten mit Spannung den großen Tag.

Am Tag der Kämpfe erhielten wir zunächst auf einer Wiese ein Mittagessen, welches in Kübeln von einem Lastkraftwagen herangefahren wurde.



Pfeil: der Autor

Am Nachmittag fanden dann die beiden Kämpfe statt. Jede Gruppe nahm nacheinander Aufstellung, um ihre Burg zu verteidigen. Dann wurde von einem Jungen mit einer Fanfare zum Kampf geblasen. Es wurde angerannt, gerangelt und geschubst; die Pater hatten einiges zu tun, aufkommende wirkliche Keilereien zu unterbinden. Auch mir gelang es, den Steinwall der „Alten Germanen“ zu überwinden. Der Preis waren zunächst verkratzte Beine und später der eine oder andere blaue Fleck. Am Ende stand fest, dass die „Neuen Germanen“ knapp gewonnen hatten.

Zum Siegerfoto (unten) durften wir uns vor der Burg der „Alten Germanen“ gruppieren, an der Seite rechts unser Mentor, der hochzufriedene Pater Josef. Im Hintergrund stand einer der anderen Pater mit seinem Spazierstock wie ein Feldherr auf dem Wall, gut sichtbar ist auch der Knotenstrick seines Habits. Unserem Anführer wurde der Siegerkranz umgehängt, der Fahnenträger hielt die Fahnenstange und der Fanfarenbläser straffte den Wimpel.



Die siegreichen „Neuen Germanen“

Pfeile oben: der Anführer mit Siegerkranz, Fahnenträger und Fanfarenbläser; Pfeil unten: der Autor

Nach den Kämpfen zogen die Gruppen wieder zurück nach St. Marienwörth. An der Spitze durfte nun unser Anführer mit dem Siegerkranz auf dem Leiterwagen sitzen, vorweg lief der Fahnenträger. Im Spielhof angekommen, wurde der Kranz feierlich über den Eberkopf gehängt.

Mit diesem Höhepunkt endete auch unsere Zeit der Kur. Anders als bei der Ankunft zogen wir in gelöster Stimmung zum Bahnhof und wurden dort von den Patern verabschiedet. Auch im Zug ging es fröhlich zu, wenngleich ich mich auch an ein wenig Abschiedsschmerz erinnere. Das sechswöchige Leben in der Kindergruppe hatte mir als Einzelkind neue Dimensionen gezeigt. In den ersten Tagen zuhause war es daher nicht leicht, sich unter der vollen Aufmerksamkeit meiner Eltern wieder einzurichten. Später erzählte meine Mutter immer wieder einmal, ich sei ihr wie ein völlig veränderter Junge vorgekommen. Der Anschluss in der Schule klappte mit Hilfe meines besten Freundes ganz gut, denn er zeigte mir, welcher Stoff in der Zeit meiner Abwesenheit durchgenommen worden war. Und meine Klassenlehrerin unterstützte pädagogisch geschickt meine Verarbeitung der Erlebnisse, in dem sie mir während des Unterrichts Raum gab, von Bad Kreuznach und dem Heim zu erzählen.

## Epilog

Nach heutigen Maßstäben ist manches aus dem Heimalltag und hier besonders auch das Burgen-Erstürmen mit Fanfare und Eichenlaub oder das Vorführen der Kriegsfilme zu hinterfragen. Aber m. E. muss man bei der Bewertung auch ehrlich bleiben und solche Pädagogik vor dem gesellschaftlichen Hintergrund der 1950er Jahre betrachten, der ja in vielen Bereichen beileibe nicht frei von solchem Vorgehen war. So wurde ich z. B. nach der Kur, angefixt vom Gruppenerleben in St. Marienwörth, daheim alsbald Mitglied der Jungschar des Christlichen Vereins Junger Männer (CVJM) und tauchte dadurch in eine ähnliche Welt ein, wie ich sie im Kinderheim erlebt hatte. Zeltlager mit Morgen- und Abendwache unter dem CVJM-Wimpel, Fahrtenlieder aus der Mundorgel und kernige Geländespiele waren auch hier Alltag, zum Teil

überkommen aus der Wandervogel-Bewegung oder dem Nationalsozialismus. Eine deutliche Zahl von Texten im 1951 erstmalig erschienenen Liederheft des CVJM, der Mundorgel, von mir 1959 erworben (ich besitze es heute noch) war rassistisch und/oder militaristisch. Es hat noch viele Jahre gedauert, bis das Heft von solchen Texten befreit wurde. Und: ob der Erdkunde-Lehrer oder der Direktor meiner weiterführenden Schule u. a. – sie alle gaben im Unterricht ihre Kriegserlebnisse rund um ihre Schussverletzung in Russland oder das Jagdfliegerdasein in Frankreich zum Besten, wenn man sie darauf ansprach. Zuhause erzählten Väter von ihre Fronterlebnisse und Mütter sprachen vom Bombenkrieg.

In St. Marienwörth wurden Strafen wie das „Ecke-Stehen, Gesicht zur Wand“ oder der Ausschluss von Spiel und Spaß verhängt; geschlagen wurde selten und dann meistens mit dem Knotenstrick, der zum Habit des Ordens gehört (s. S. 12). Schläge mit der Hand, überwiegend in Form von Ohrfeigen gab es auch in der Volksschule, sowie in ersten Jahren meiner Realschulzeit und nicht zuletzt auch in meinem Elternhaus. Das „Ecke-Stehen, Gesicht zur Wand“ war in der Volksschule an der Tagesordnung; in der Realschule ersetzten ein mehrseitiger Besinnungsaufsatzz und, in schweren Fällen, die Rüge oder der Tadel diese Bestrafung.

Erniedrigende Bestrafungsmethoden beim Essen oder sexueller Missbrauch u. a. m., wie sie heute in Internetforen über Missbrauch in Kindererholungsheimen berichtet werden, habe ich in Bad Kreuznach nicht erfahren und auch nicht bemerkt. In den einschlägigen Foren ist St. Marienwörth zwar als Kurstätte aufgeführt, aber nach meiner Kenntnis gibt es bis heute keinerlei Einträge. Persönlich empfinde ich auch keinen Anlass für einen negativen Eintrag.

Mein Aufenthalt in St. Marienwörth liegt nun 67 Jahre zurück und meine Lebenszeit zählt noch 10 Jahre mehr. Wie ich inzwischen dem Internet entnommen habe, wurde das Heim 1962 (also vier Jahre nach meiner Kur) geschlossen. Insgesamt erinnere ich mich gerne an die Mehrzahl der Erlebnisse während meines Kuraufenthalts und kann die o. g. fragwürdigen inzwischen eher mit Gelassenheit betrachten. Letzteres sah vor einigen Jahren noch etwas anders aus. Könnte ich den Patern noch einmal begegnen, würde ich natürlich mit ihnen über die Motivation von christlichen Ordensleuten zur Durchführung von Germanen-Kämpfen und der Präsentation von Filmberichten aus dem Krieg sprechen wollen; aber sie werden nicht mehr unter uns weilen. Auch die Zahl der ehemaligen Kurkinder, die vielleicht noch ähnlich berichten könnten, wird naturgemäß immer geringer werden.

Diese Erinnerungen an St. Marienwörth sind chronologisch eingebettet in meine Lebenserinnerungen, die ich derzeit für meine Nachkommen aufschreibe. In leicht geänderter Fassung überlasse ich dem Stadtarchiv Bad Kreuznach den Abschnitt über St. Marienwörth. Ich habe ich mich bemüht, die Erinnerungen nach bestem Wissen wiederzugeben. Trotzdem mag es nach der langen Zeit sein, dass mir Irrtümer oder Fehler unterlaufen sind. Für einen Austausch darüber bin ich offen. Sollten sich Personen durch diese Niederschrift in ihren Empfindungen oder Rechten verletzt fühlen, so versichere ich, dass dies nicht meine Absicht war.

Oberhausen, im März 2025

Gerhard Holtz

#### **Bildnachweis:**

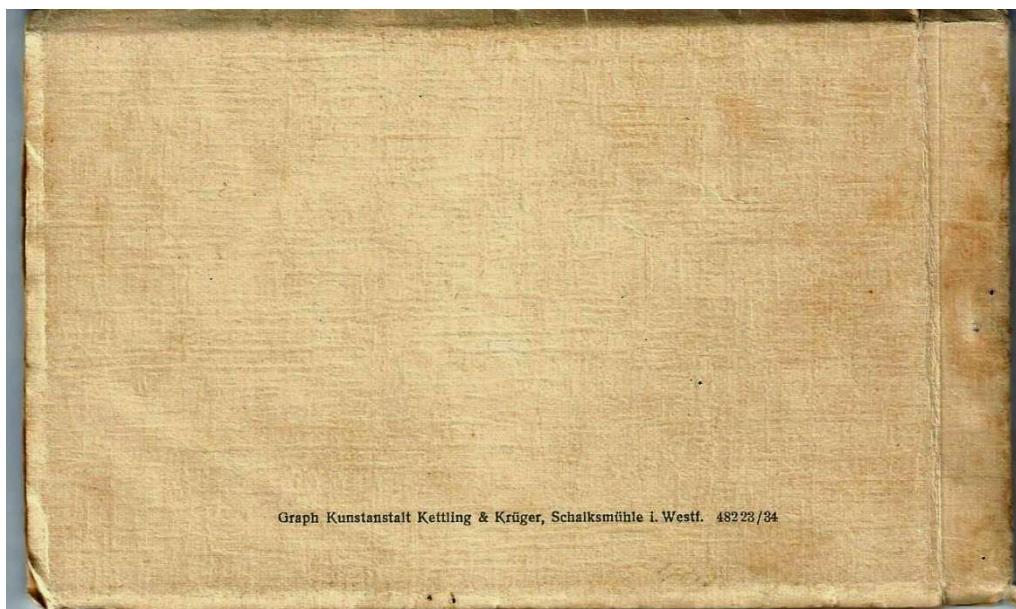
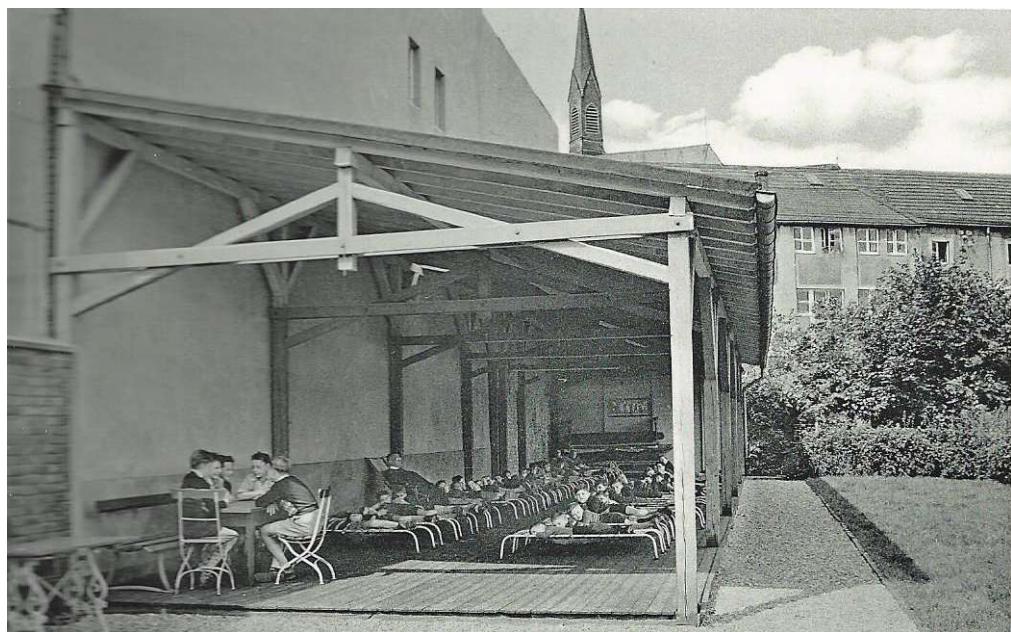
Das Bild vom Gebäudekomplex St. Marienwörth (Seite 1) sowie die weiteren acht Bilder (Seiten 3 bis 9) sind einer gehefteten zwölfteiligen Postkartenserie entnommen, die der Autor während seines Kuraufenthalts in St. Marienwörth erworben hat. Die drei

restlichen Bilder der Serie sind außerhalb der Niederschrift auf den Seiten 14 und 15 angefügt, da ihre Motive keinen illustrierenden Beitrag zum Text der Niederschrift leisten. Auch hat der Autor die Ruhehalle (Seite 15) nicht zu Gesicht bekommen. Die Postkartenserie ist vollständig erhalten und wird im Originalzustand nun dem Archiv der Stadt Bad Kreuznach überlassen. Auf Seite 1 dieser Niederschrift ist der Titel des Einbandes der Postkartenserie zu sehen; auf Seite 15 dessen Rückseite. Die weiteren drei Bilder auf den Seiten 10 bis 12 wurden während des Kuraufenthalts von einem Fotografen aufgenommen, den Kurkindern als Abzüge zum Kauf angeboten und in dieser Form auch vom Autor erworben. Auch diese Abzüge gehen nun dem Stadtarchiv zu. Alle Bildunterschriften sowie die Hinweispeile in den Bildern wurden vom Autor bei der Digitalisierung hinzugefügt.

### Über den Autor

Gerhard Holtz, 1948 in Remscheid geboren und dort aufgewachsen, heute wohnhaft in Oberhausen/Rheinland





Rückseite des Einbandes der Postkartenserie